

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 102.

Posen, den 22. Oktober 1927.

Nr. 102.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

21. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Ein kurzes Kopfnicken Beethovens, eine gleiche Erwidrerung des Grafen und der schwer gebeugte Künstler schritt mit stolz erhobenen Haupte aus dem Salon . . .

Der allein gebliebene Graf klingelte seinem Diener.

„Ich lasse die Komtesse zu mir bitten!“

Nach einigen Minuten stand Giulietta vor ihrem Vater.

„Beethoven war da?“ fragte sie ahnungsvoll.

„Er war da, um Abschied zu nehmen, Giulietta!“ sagte der Graf ernst.

Giulietta erbleichte. „Abschied zu nehmen? Den hast du ihm wohl gegeben?“

„Das ist doch gleich! Er hat die Rechte gehabt, um deine Hand anzuhalten und wollte mich glauben machen, daß du ihm Hoffnungen erweckt hättest . . .“

„Mehr als das, Papa — ich liebe ihn!“

„Giulietta! Wie kannst du dich so weit vergessen, einen Musiklehrer . . .“

„Es ist ein Beethoven, ein Meister, ein begnadetes Genie!“ rief Giulietta mit Emphase.

„Aber ein unmöglicher Mensch!“ unterbrach er sie.

„Du weißt ganz gut, mein Kind, daß Graf Gallenberg mein Wort hat, und das will und darf ich nicht brechen!“

„Wenn auch mein Herz darüber bricht, Papa!“

„Das sind Redensarten, mein Kind! Ein Herz bricht nicht, und dein junger Bräutigam wird dich glücklich machen, weit mehr, als dieser Beethoven es imstande gewesen wäre.“

Giulietta trat Tränen in die Augen. In ihrem Herzen schlug es für Beethoven, den gottbegnadeten Künstler, der sie so unendlich liebte und den auch sie liebte, aber nun war es vorbei — der Papa hatte ihn endgültig verabschiedet, und ein Widerspruch ihrerseits war ganz aussichtslos; ebensowenig konnte sie daran denken, die Eltern zu verlassen und mit Beethoven zu fliehen — solche Romantik gab es in ihren Kreisen nicht, und so mußte sie sich denn in ihr Schicksal ergeben . . .

„Papa, ich habe es mir so schön gedacht, an der Seite eines berühmten Mannes . . .“

„Graf Gallenberg ist auch künstlerisch veranlagt,“ unterbrach sie der Graf.

Giulietta mußte lächeln; der kaum zwanzigjährige Wenzel Robert Gallenberg dilettierte wie fast alle seine Standesgenossen.

„Er wird auch Karriere machen,“ fuhr der Graf fort, „denn er hat Ehrgeiz und hohe Konnexionen, so daß dir an seiner Seite eine schöne Zukunft bevorsteht.“

Die Komtesse seufzte auf. „Ich muß wohl gehorchen

und mich in mein Schicksal ergeben,“ sagte sie leise und resigniert.

„Schon morgen werde ich die Karten stehen lassen, welche eure Verlobung anzeigen, und es soll so bald als möglich Hochzeit gemacht werden, damit der Sache mit Beethoven endgültig ein Schluß gemacht wird!“

Beethoven, der vor dem Grafen noch Haltung bewahrt hatte, gab sich, als er im Freien war, der wildesten Verzweiflung hin. Aus dem Himmel seiner Liebe war er nun in den Abgrund der Hölle gestürzt, und er fühlte es, daß seine Giulietta, auf deren Liebe er so fest gebaut, nicht die Kraft, auch nicht die Möglichkeit haben würde, sich ihren Eltern zu widersetzen. Nun war alles aus! Eleonore war für ihn verloren, Giulietta dahin; was konnte er noch vom Leben erwarten, das ihm so hart und so schwer zusetzte. Vater und Mutter hatte er verloren, von den beiden Brüdern konnte er kaum Gutes erwarten, mit seiner Liebe hatte er bisher auch nur Enttäuschungen erlebt, und das einzige, was er fest und unverlierbar besaß, war seine Kunst . . . Konnte diese aber gedeihen und ihn befriedigen, wenn ihn das Leben um alles betrog, was es lebenswert erscheinen ließe. Dazu die täglich wachsenden Beschwerden seines Gehörs, des kostbarsten Organs für ihn als Musiker, ohne das er nicht leben und schaffen konnte; es war entsetzlich, und die Zukunft stand wie eine schwarze Wolke vor ihm.

Wie besinnungslos raste Beethoven dahin, durch Straßen und Gassen, über gebahnte und ungebahnte Wege — fort, nur fort von allem, was Mensch hieß und dem er entfliehen wollte. Wohin, wohin? Ueber Hügel stürmte er und durch Wälder an den grünen Hängen des Wiener Waldes, die er in glücklicheren Tagen so gerne und genußreich durchwandert. Der Tag verging, der Nachmittag wich dem Abend und immer noch strebte er weiter, plan- und ziellos, bis er todmüde war und nicht mehr weiter konnte. Er hatte Hunger und Durst, aber er beachtete das nicht, denn sein Herz und seine Seele waren in wildestem Aufruhr, dessen er nicht Herr werden konnte.

Es war spät am Abend, als er in sein Heim in Heiligenstadt gelangte. Wie er dahin gekommen, das ahnte er nicht, aber er war zu Hause und sank todmüde auf das Ruhebett hin. An nichts dachte er mehr, als an das graue Glend, das drohend vor ihm stand, Not, Entbehrung, Kummer und Krankheit, die ihn bedrohten; nun war alles zu Ende. Vorüber die Hoffnung auf eine herrliche künstlerische Zukunft, auf Liebe und Glück; das war das Ende! . . .

Seiner Brüder gedachte er; für sie wollte er noch tun, was in seinen Kräften stand, bevor er selbst krank und elend enden sollte, und in dieser Stimmung setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann jenes denkwürdige Schreiben vom 6. Oktober 1802 zu Papier zu bringen, das als ein kostbares, wenn auch trauriges Dokument eines der größten Menschen aller Zeiten der Geschichte angehört. Heiße Tränen fielen auf die Blätter nieder, die Beethoven an jenem denkwürdigen Tage mit seinem Herzblut schrieb und die wir hier in ihrem vollen Wortlaut folgen lassen, als Denkmal der Leidenszeit eines

Helden, der mit zweiunddreißig Jahren der Welt „Ade“ zu sagen bereit war:

„Für meine Brüder Carl und . . .“)

O ihr Menschen die ihr mich für feindselig störrisch und misantropisch haltet oder erklaret; wie unrecht tut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheint, mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens, selbst große Handlungen zu verrichten dazu war ich immer aufgelegt, aber bedenket nur daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Aerzte verschlimmert, von Jahr zu Jahr in der Hoffnung gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Ueberblick eines dauernden Uebels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauern oder gar unmöglich ist) gezwungen, mit einem feurigen lebhaften Temperamente geböhren selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen, wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehör's dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub, ach wie wäre es möglich daß ich dann die Schwäche eines Sinnes zugeben sollte, der bey mir in einem vollkommeneren Grade als bey andern seyn sollte, einen Sinn den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben noch gehabt haben — o ich kann es nicht, drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte, doppelt wehe thut mir mein Unglück, indem ich dabey verkannt werden muß, für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht statthaben, ganz allein fast nur so viel als es die höchste Nothwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen, wie ein Verbannter muß ich leben, nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Angstlichkeit indem ich befürchte in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen — so war es denn auch dieses halbe Jahr, was ich auf dem Lande brachte, von meinem vernünftigen Aerzte aufgefordert, so viel als möglich mein Gehör zu schonen, kam er fast meiner jezigen natürlichen Disposition entgegen, obichon vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerrissen, ich mich dazu verleiten ließ, aber welche Demüthigung wenn jemand neben mir stand und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte oder jemand die Hirten Singen hörte, und ich auch nichts hörte, solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben — nur sie die Kunst, sie hielt mich zurück, ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so fristete ich dieses elende Leben — wahrhaft elend, einen so reizbaren Körper, daß eine etwas schnelle Veränderung mich aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann — Geduld — so heißt es, sie muß ich nun zur Führerin wählen, ich habe es — dauernd hoffe ich, soll mein Entschluß seyn auszuharren, bis es den unerbittlichen parzen gefällt, den Faden zu brechen, vielleicht geht's besser, vielleicht nicht, ich bin gefaßt — schon in meinem 28 Jahre gezwungen Philosoph zu werden, es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer als für irgend jemand — Gottheit du siehst herab auf mein inneres, du kennst es, du weißt, daß menschenliebe und neigung zum wohlthun drin hausen, o Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir Unrecht getan,

und der unglückliche, er tröste sich, einen seines Gleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur, doch noch alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden — ihr meine Brüder Carl und . . . sobald ich tod bin und professor Schmid lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beschreibe, und dieses hier geschriebene Blatt füget ihr dieser meiner Krankengeschichte bey, damit wenigstens so viel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde — Zugleich erkläre ich euch beehde hier für die Erben des kleinen Vermögens, (wenn man es so nennen kann), von mir, theilt es redlich, und vertragt und helfst euch einander, was ihr mir zuwider gethan, daß wißt ihr, war euch schon längst verziehen, dir Bruder Carl danke ich noch ins besondere für deine in dieser letzten spätern Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit, Mein Wunsch ist, daß euch ein besseres sorgenloseres Leben, als mir, werde, empfiehlt euren Kindern Tugend, sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld, ich spreche aus Erfahrung, sie war es die mich selbst im Elende gehoben, ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen selbstmord mein Leben endigte — lebt wohl und liebt euch; — allen Freunden danke ich, besonders Fürst Tichnowski und Professor Schmid — die Instrumente von Fürst L. wünsche ich, daß sie doch mögen aufbewahrt werden bey einem von euch, doch entstehe deswegen kein Streit unter euch, sobald sie euch aber zu was nützlichern dienen können, so verkauft sie nur, wie froh bin ich, wenn ich auch noch unter meinem Grabe euch nützen kann — so war's geschehen — mit freuden eil ich dem Tode entgegen — kömmt er früher als ich gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunst-Fähigkeiten zu entfalten, so wird er mir trotz meinem harten Schicksal doch noch zu frühe kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen — doch auch dann bin ich zufrieden, befreit er mich nicht von einem endlosen leidenden Zustande? — komm wann du willst, ich gehe dir muthig entgegen — lebt wohl und vergeht mich nicht ganz im Tode, ich hab es um euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an euch gedacht, euch glücklich zu machen, seyd es —
Ludwig van Beethoven.

Heilgnstadt
am 6ten October
1802.“

Auf der Außenseite dieses Schriftstückes schrieb Beethoven überquer die folgende Anschrift:

„Für meine Brüder

Carl und
nach meinem Tode zu lesen und zu vollziehen“ —

Und wenige Tage nachher schrieb er noch einen kurzen Abschied an die Allgemeinheit auf die Außenseite des „Heiligenstädter Testaments“, der seine Gefühle in jenen Tagen noch einmal mit einem leisen Ausblicken eines Hoffnungsstimmers zum Ausdruck brachte . . .

„Heilgnstadt am 10ten October 1802 so nehme ich den Abschied von dir — und zwar traurig — ja die geliebte Hoffnung — die ich mit hieher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkt geheilt zu seyn — sie muß mich nun gänzlich verlassen, wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist — auch sie für mich dürr geworden, fast wie ich hieher kam — gehe ich fort — selbst der hohe Muth — der mich oft in den schönen Sommertagen beseele — er ist verschwunden — o Vorsehung — laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen — so lange schon ist der wahren Freude innigerer Widerhall mir fremd — o wann — o wann o Gottheit — kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wider fühlen — Nie? nein — o es wäre zu hart.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Den Namen Nikolaus schrieb Beethoven nicht nieder, weil auch dieser seinen Vornamen in Johann geändert hatte.

Wein und Frauen.

Eine humorvolle Betrachtung nach Pfälzer Art.

Bei deutschen Frauen und edlem Wein
Stimmt vieles köstlich überein.
Sind Sonnenkinder alle beide,
Sie trösten uns in Gram und Leide,
Nuschmeicheln süß in holder Minne
Uns Leib und Seele, Herz und Sinne;
Sie lassen gnädig und voll Guld
Vergessen Schulden, uns und — Schuld; —
Verauschen, laben und erquiden,
Erheben, schmeicheln und entzücken,
Durststillend sind sie alle zwei,
Und sie entsäßen Durst aufs neu. —
Wer Ihnen front, hat einen Himmel,
Lebt in der Hölle und im Himmel. —
Sie sind das Feuerste der Welt,
Denn Wein und Frauen kosten — Geld.

Wie eine Frau ist doppelt schön
Im Duftgewand aus Indanthren:
So schmeckt uns doppelt gut der Wein
Im edlen Kelchglas, schlank und fein! —
Besonders edel, hold und zart
Sind Frauen und Wein der Pfälzer Gaard!

Doch Wein und Frauen — allerwegen,
Die muß man auch mit Liebe pflegen!
Man muß sie stürmisch lassen gären,
In Ruh sich setzen lassen, klären;
Man darf sie niemals, ohne Späßen! —
In Essig übergehen lassen.
Nur, man muß ihnen stets hofieren,
Nach jeder Trübung sie filtrieren,
Dann bleiben sie uns schön und jung,
Voll Anmut, Feuer, Kraft und Schwung.

Wer aber schaut zu tief ins Glas,
Und Frauen liebt im Uebermaß,
Wer nicht bei einer Sorte bleibt,
Und gern die Abwechslung betreibt,
Statt brav zu sein als treuer Vater:
Den quält mit Recht alsobald der Vater!
Daraus bewährt sich jederzeit
Bei Wein und Frau Beständigkeit!

Und wer gefälschte Weine glückeri,
Voll Sprit, Essenzen und gezuckeri,
Und wer geschminkten Mädchen winkt,
Der kommt herunter, trinkt und — sinkt.
Und schließlich kauft er gar auf Borg
Und schießt sich tot mit einem Korf. —
Dum halt dich stets voll Selbstvertrauen
An reinen Wein und reine Frauen!
Denn holde Frauen und Gold der Reben
Berebeln unser ganzes Leben! —

Bei deutschen Frauen und edlem Wein
Stimmt vieles köstlich überein:
Denn sie sind lustig, feurig, süß,
Versehen uns ins Paradies,
Sind elegant und rund und zart,
Sind raffig, vornehm und von Art;
Sie sind voll Temperament und nett,
Voll Sonne, Blume und Duft;
Sie sind voll Tiefe, Kraft und Stille,
Voll anmutvoller, runder Fülle.

Die edlen Frauen, der goldne Wein,
Sind klar und mild und herb und rein,
Sie sind voll Klasse, Mut und Gut,
Kurzum: Sie sind und schmecken „gut“.

Kein Wunder, daß in allen Zungen
Die Dichter sie voll Schwung besungen! —
Schon Noth schob in einem Narche
Sein Weib nebst Wein in seine Narche,
Seitdem begeistern Frauen und Reben
Die Künstler zu dem höchsten Streben.
Sie sind — symbolisch, als Sentenz,
Der ganzen Menschheit Quintessenz!
Besonders zeigt sich der Effekt
Bei Frauen und Wein in Form von Sekt!

Doch halt! Vor lauter Lob-Intressen
Hätt ich uns Haar fast was vergessen:
Es gibt auch Wein und Frauen, leider,
Die sauer schmecken usw.,
Die kahnig sind und hart und brandig,
Und trüb und kratzig, rauh und grandig,
Die klotzig sind, die uns nicht laben,
Und — die ein Nachgeschmacklein haben!
Die, fladerfeuerig, früh erkalten,
Und nichts, was sie versprochen, halten. —
Auch solche gibts mit einem Seck —
Vor solch Gewächser hütet dich!

Ich komm zum Schluß: Bei Frauen und Wein
Stimmt also vieles überein. —
Noch eine gleiche Eigenschaft
Bei holden Frauen und Rebenjaft:
Sie nehmen zu an Form und Güte,
An Jugendkraft, Extrakt und Mäthe,
An Masse und an Mundlichkeit,
An Fülle und an Rundlichkeit,
Je mehr sie auf der schönen Erden
An Lebensjahren älter werden!
Dum stoß mit an und stimmt mit ein:
Ein Hoch den Frauen und dem Wein!

Karl Räder.

Berühmte Dummköpfe.

Von Arthur Zastke.

Lebensfähigkeit geht vor Schulweisheit. — Die drei Darmstädter
Quintaner. — „Lessaing hieß der Schlingel.“ — Der sitzengeliebene
Unterprimaner.

(Nachdruck verboten.)

Daß es etwas völlig anderes ist: Schultüchtigkeit und Weisheit im Lebenskampfe, beweist die Tatsache, daß heute sowohl auf dem Präsidentenstuhl Deutschlands wie auf manchen anderen hohen Posten Persönlichkeiten sitzen, die überhaupt eine höhere Schulbildung nicht genossen haben. Es ist etwas anderes, in der Schule der Wissenschaft und in derjenigen des praktischen Lebens zu reifen. Der bekannte englische Populat-Philosoph Samuel Smiles, der durch seine auch ins Deutsche übersehten Volksbücher die Menschheit sehr gefördert hat, hat es selbst an sich erfahren, wie man manchmal in dieser praktischen Schule des Lebens erst den rechten Weg findet. „Ein Lehrer nach dem anderen hatte erfolglos seine Kunst an mir versucht,“ so erzählt er, „ohne daß weder der Stab „Wehe“ noch der Stab „Sanft“ etwas fruchteten. Manchmal ward der Versuch gemacht, mich dadurch, daß man mich auf den ersten Platz in der Klasse setzte, vorwärts zu schieben; aber schnell wie ein Stück Blei, das ins Wasser fällt, sank ich von meiner Höhe in die unermessliche Tiefe. Ich wurde als Dummkopf von meinen Lehrern aufgegeben, und einer der letzten erklärte mich sogar für den größten Tölpel. Doch langsam, wie ich war, besaß ich Dummkopf eine Art trotziges Kraft, und als ich endlich ins Leben hinaustrat, siehe, da fand es sich, daß ich die Mehrzahl meiner Schulkameraden überflügelt hatte.“

Solche „Dummköpfe“ gibt es sehr viele. Der Entdecker der antiken Welt, Schliemann, war einer. Er hatte, ein Predigersohn, die gelehrte Schule in früher Jugend hoffnungslos verlassen müssen, und war in dem kleinen medienburgischen Städtchen Kirchberg Lehrling in einem kleinen Kolonialwarengeschäft, wo er die niedrigsten Arbeiten verrichtete, aber durch einen vornehmen Studenten, der sich in dem Laden Branntwein geben ließ zum Trinken und in der Trunkenheit dann die Klais zu deklamieren pflegte, für die Antike begeistert worden, so daß ihn diese Begeisterung verfolgte und zur Tat entfachte.

Und auch Maxim Gorki, der weltberühmte Schriftsteller, hat sich nicht nur in der Schule als Dummkopf gezeigt, sondern auch noch viele Jahre später. Von Lehrlingsstelle zu Lehrlingsstelle kam er, alle möglichen Berufe begann er, ohne darin vorwärts zu kommen. Er war ein Dummkopf, bis er über Nacht zu einem berühmten Schriftsteller wurde.

Auf einem Darmstädter Gymnasium war es, im Anfang des vorigen Jahrhunderts, daß in der Quinta drei deutsche Knaben sich vom griechischen Lehrer sagen lassen mußten, daß aus ihnen im Leben nichts werden würde. Sie galten als völlig unbegabt und mußten die Schule verlassen. Der eine wurde in eine Apotheke gesteckt, die beiden anderen wurden Kaufmannslehrlinge. Und doch waren sie so begabt, daß sie später, reifer geworden, doch noch jene Schulschwierigkeiten überwandten, und sogar noch sämtlich studierten. Der eine, Justus von Liebig, errang Weltruf als Chemiker, Geronius wurde ein tüchtiger Geschichtsschreiber, Literaturhistoriker, Politiker und Publizist, und der dritte, Johann Raup, ward eine Leuchte der Zoologischen Wissenschaft.

Die Schul- und Gelehrtengeschichte aller Völker ist voll von solchen Irrthümern und oft recht verhängnisvoller Verkettungen. Wer erinnert sich nicht in diesem Zusammenhange an jenen gelehrten Herrn Direktor des Sankt Alsa-Gymnasiums in Meissen, der einem Schüler, welcher Uebersetzungsfehler im Griechischen und Lateinischen machte, eine Standpauke hielt, die er mit den Worten schloß: „Nehmen Sie sich in acht! Vernachlässigen Sie sich nicht! Ach, da hatte ich einen Schüler, der sehr begabt war, der sich aber auch so vernachlässigt hatte und immer mehr herunter kam. Er ließ sich dazu verleiten, deutsche Gedichte zu lesen und soll sogar selbst Dramen schreiben. Lessing hieß der Schlingel!“

Und wer erinnert sich nicht der endlosen Reihe berühmter Männer, Leuchten und Führer der Menschheit, die auf der Schule von ihren Lehrern als Dummköpfe angesehen wurden. Alexander von Humboldt war ein mächtig begabter Schüler; von Waller Scott behauptete der Lehrer, er sei ein Dummkopf und werde stets einer bleiben. Isaac Newton, der die Welt der Wissenschaft für Jahrhunderte befruchtete und förderte, war einer der letzten in der Klasse. Erst als einer seiner Mitschüler ihn wegen seiner Faulheit und Dummheit verhöhnte, prügelte er diesen durch und beschloß, ihn auch geistig zu überwinden, was ihm dann auch gelang.

Dem Vater Linneés, des großen, schwedischen Naturforschers, wurde vom Lehrer des Knaben dringend abgeraten, den Sohn, der ganz unbegabt und kaum fähig sei, ein Handwerk zu erlernen.

studieren zu lassen. In England, der berühmte Arzt, mußte sich von seinem Lehrer die Versicherung geben lassen, daß nur ihm nie etwas werden würde. Charles Darwin hatte nur Interesse für naturwissenschaftliche und geographische Dinge. Für die Erlernung der Sprachen erwies er sich völlig unfähig, und er konnte auch später eigentlich nur Bücher lesen, die in englischer Sprache geschrieben waren. Dem Vater des berühmten Penrumsführers Ludwig Windthorst wurde vom Lehrer des Knaben empfohlen, er solle den unbegabten Sohn doch lieber das Schusterhandwerk erlernen lassen. Auch von Fritz Reuters, dem großen Humoristen Deutschlands, hieß es in seiner Jugendzeit: „Ut ehm ward mir!“ (Aus ihm wird nichts!)

In der Regel werden in der Schule mehr die rein philologischen Fähigkeiten erkannt, nicht die Allgemeinbegabung. Aber wie selbst auch eine solche Fähigkeit nicht immer erkannt wird, zeigt ein Fall der neueren Gelehrtengeschichte. Der 1907 in München verstorbene altklassische Philologe und Palaograph, Professor Ludwig Traube, der bereits als Unterprimaner Mitarbeiter wissenschaftlicher philologischer Zeitschriften war, deren Redakteure nicht ahnten, daß die eingesandten Beiträge von einem Schüler waren, sondern die in den Briefen an ihn den gelehrten Mitarbeiter als „sehr geehrter Herr Doktor“ oder „Herr Kollege“ anredeten, dieser Unterprimaner Traube, ein geborener Philologe, von dem später einer seiner Lehrer sagte: „Unter fast 2000 Primanern, die ich in etwa 40 Jahren durch meine Hände gehen ließ, war er mit einem noch Lebenden, das stärkste philologische Intelligenz“, dieser Unterprimaner Traube blieb in der Unterprima wegen schwacher Leistungen im Lateinischen sitzen.

Priesnik, der Entdecker der Wasserheilkunde, der vor ein paar Jahren verstorbene Orthopäde Friedrich von Hefling und viele andere, selbst Koch, der Begründer der Bazillenforschung, wurden als Dummköpfe und Charlatane angesehen, ehe sie sich durchgerungen hatten und als Wohltäter der Menschheit gepriesen wurden.

Die Wolfskinder.

Ganz Paris ist in großer Erregung über das Drama jenes Mannes, der 18 Jahre von aller Welt getrennt, einsam unter den Matten gehaut hat. Die Pariser Frauen schütteln sich vor Schrecken und verschlingen jede Einzelheit seiner Lebensgeschichte, die so romantisch ist, weil sie von Liebe und Betrogenheit handelt. Aber der Mann, der unter den Matten lebte, ist nichts gegen die Wolfskinder Indiens, von denen der Bischof Patonham Walsch aus Kattutta erzählt. Sein Kampf gegen den indischen Aberglauben hatte ihn ins Innere des Landes geführt, und er machte sich zur Aufgabe, all die Geheimnisse zu enthüllen, an denen das Wunderland so reich ist. Als eines Tages die Dorfleute zu ihm kamen und ihm von einer Höhle erzählten, in der gefährliche böse Geister und Gespenster wohnten, beschloß er sogleich, auch diesem Geheimnis auf den Grund zu gehen. Er sammelte die Mutigsten der Dorfbewohner um sich, und nach langem Breden und nachdem er selbst sich an die Arbeit gemacht hatte, gelang es ihm, sie dazu zu bewegen, den Eingang der Höhle aufzugraben, um ins Innere vordringen zu können. Aber kaum waren die ersten Spatenstiche getan, als aus der Höhle ein grimmes Knurren ertönte. Erschreckt warfen die Dorfbewohner Spaten und Spaten vor sich und flohen in das dicke Gehölz. Noch stand der Bischof stumm vor der Höhle, auf das Knurren lauschend, das ihm wenig geheimnisvoll, aber sehr bedrohlich klang, als plötzlich mit wildem Geheul zwei Wölfe herausstürzten und im Dickicht verschwanden. Am Eingang der Höhle aber stand zähnefletschend und knurrend die Wölfin. Es war klar, daß sie ihre Jungen verteidigte und den Eingang zur Höhle nicht freigeben wollte. Die Bauern eröffneten schließlich ein wildes Feuer auf sie, in dem sie tot zusammenbrach. Nun wurde der Eingang der Höhle aufgedrungen und man drang in das Innere vor, und dort fand man im trauten Beieinander zwei kleine Wölfe und zwei Kinder. Während die Wölfe die Eindringlinge hilflos anstarrten, sprangen die beiden Kinder wild umher und versuchten auf allen Vieren zu flüchten. Ihre Bewegung auf Händen und Füßen war außerordentlich schnell, und sie ließen ein drohendes Knurren hören. Die Bauern flohen entsetzt, denn sie sahen ihre Vermutung von den bösen Geistern bestätigt. Nur auf langes Breden des Bischofs gelang es, sie zur Jagd auf die Kinder zu bewegen, die sich wildend wehrten, aber nach kurzer Zeit eingefangen wurden. Ihre Fingernägel waren stark gebogen und fast wie Krallen, offenbar weil sie stets auf den Händen gelaufen waren.

Nun ist es in manchen Gegenden Indiens keine seltene Erscheinung, daß man Kinder, die man nicht ernähren kann, aufseht, besonders dann, wenn es Töchter sind, die den meisten Eltern sehr unwillkommen sind. Man nimmt nun an, daß die Wölfin eins oder gar zwei solcher ausgelegten Kinder gefunden und in die Höhle geschleppt hat. Es waren in der Tat zwei Mädchen, die dem Stamme der Bengalis angehörten, und die Möglichkeit, daß es Schwestern waren, ist nicht von der Hand zu weisen. Der Bischof ließ die Kinder nach dem Waisenhaus in Midnapur überführen. Dort erkrankte das eine der Kinder sehr schnell an der Ruhr und starb. Bei seinem Tode weinte das ältere zurückbleibende Mädchen zum ersten Mal in seinem Leben. Dieses Mädchens haben sich nun die wissenschaftlichen Gesellschaften mit besonderem Interesse angenommen, um sein Wesen zu studieren. Das Mädchen ist, nachdem es aufrecht gehen gelernt hat, normal groß und hat sein scheues zurückhaltendes Wesen nicht abgelegt. Oft sitzt es stundenlang liebhaft still und sinnend in einer Ecke. Sein Gesicht hat einen völlig abwesenden Eindruck, der erkennen

läßt, daß es die Verhältnisse und seine Umgebung nicht begreift. Es ist allmählich gelungen, ihm etwa dreißig Worte der Sprache beizubringen, und wenn es sich dieser Worte bedient, so wird sein Gesicht lebendig, und manchmal umspielt ein Lächeln die sonst leblosen und ausdruckslosen Züge. Die Speisen, die man ihm reichte, fraß es kurzerhand vom Teller, und nur schwer konnte man es daran gewöhnen, die Hände zu gebrauchen. Mit der Zeit hat es sich daran gewöhnt, Kleider zu tragen, aber dem Waschen setzt es stets den heftigsten Widerstand entgegen. Es war nicht möglich, das Kind an die Gesellschaft anderer Mädchen zu gewöhnen, es spielt nicht mit ihnen, läßt sich aber auch durch keine Dinge, die sonst Kinder schrecken, irgend welche Furcht einjagen. Es liebt das Dunkel mehr als das Licht. Gesicht, Gehör und Geruchssinn sind außerordentlich gut entwickelt, während das Tastgefühl schwach und das Gedächtnis schlecht ist. Mit besonderer Leidenschaft ist es rohes Fleisch und zeigt auch sonst noch manche völlig tierischen Instinkte. Trotzdem hat der Bischof das Mädchen getauft und ihr den Namen Kalema gegeben. Man hofft, mit dem Kinde noch viele wissenschaftliche Experimente zu machen, die manche Probleme und Geheimnisse der Psychologie klären sollen.

Aus aller Welt.

Ein Explosions-Athlet. In Baden bei Wien hat sich ein junger Athlet auf wunderbare Weise trainiert. Er raucht lange Zigarren, in denen eine Erastipatrone angebracht ist. Wenn er merkt, daß der Explosionsmoment nahe ist, nimmt er die Zigarre zwischen seine Zähne und läßt die Explosion erfolgen.

Er hat sich so in der Gewalt, daß er den Kopf vollkommen still hält und den Rückstoß durch Anspannen seiner Nackenmuskeln aufhebt. Wenn ein gewöhnlicher Mensch eine Erastipatrone rauchen würde, so würde ihm der Stoß fast den Kopf abschlagen. Der junge Athlet hat seine Nackenmuskeln aber so trainiert und gestärkt, daß er sich durch einen Freund die Spitze eines Messers, während der Explosion hart hinten an den Hals halten läßt, ohne daß ihm dabei irgend etwas geschieht.

Schlafen gegen Bezahlung. Die Universität von Ohio macht seit zehn Wochen Untersuchungen über die geistige und körperliche Verfassung von Schlafenden und hat zu diesem Zweck zwölf Männer engagiert, die nichts zu tun haben, als möglichst ununterbrochen zu schlafen, und dabei wissenschaftlich beobachtet werden. Nach den Aussagen der zwölf Schläfer fühlen sie sich ganz wohl bei dieser Beschäftigung.

Kartoffelverwertung in alter Zeit. Als sich die Kartoffel allmählich so vorteilhaft als Nährpflanze erwiesen hatte, fehlte es natürlich nicht an Vorschlägen, wie sich ihr Nutzwert noch mehr vergrößern lassen könnte. Der zu Ende des 18. Jahrhunderts als „sehr gut im Geschmack“ gerühmte, aus getrockneten und gerösteten Kartoffeln hergestellte „Kartoffel-Kaffee“ hat vielleicht auch für uns während des Weltkrieges als Ersatz herhalten müssen; daß man aber „mittels der Erdtosseln und einer andern Inzucht die schmackhaftesten und besten Mähe“ zubereiten könne, das wollen wir dem Erfinder aus der Rokokozeit doch nicht nachprobieren. Im Jahre 1797 tauchte sogar ein ganz „Neues Nahrungsmittel“, das man einfallen solle, auf: die „Fruchtmoten der Kartoffeln“ — „sie wollen gesünder und schmackhafter als Gurken sein!“

Ärzte in China. Die Chinesen wollen heute mit aller Gewalt europäische Kulturerrungenschaften einführen. Doch in Krankheitsfällen lassen sie sich, wenngleich sie Unmengen europäischer Patentmedizinen verschlucken, von ihren eigenen heilkundigen Volksheiler behandeln. Tatsächlich kommt in China auf 740 000 Einwohner nur ein europäisch ausgebildeter Arzt, während man in Westeuropa auf etwa je 1400 Menschen einen Arzt zählt.

Klaus Mann nach Amerika eingeladen. Der große New Yorker Verlag Boni & Liveright hat Klaus Mann, den Sohn Thomas Manns, zu einer großen mehrmonatigen Vortragsreise nach den Vereinigten Staaten eingeladen. Klaus Mann spricht dort in allen deutschen Klubs, Vereinen, Universitäten usw. Seine Abreise erfolgt in diesen Tagen mit dem Sapag-Dampfer „Hamburg“.

Walter Flex-Gedenktafel. Der Stadtrat von Erlangen wird an dem Hause, in dem Walter Flex mehrere Semester lang seine „Bude“ hatte, anlässlich der zehnten Wiederkehr seines Gedenktodes eine Gedenktafel anbringen lassen.

Fröhliche Ecke.

Das sieht Ihnen ähnlich. Ein Büroangestellter, dessen Chef als großer Geizhals bekannt war, feierte sein Währiges Jubiläum in der Firma. Der Chef überreicht ihm bei dieser Gelegenheit ein verpacktes Kuvert mit der Aufschrift: „In Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag.“ Der Angestellte nahm mit dankbarem Lächeln das Kuvert. Aber diskreterweise wollte er es nicht sogleich öffnen. Aber sein Herr winkte ihm zu. Da öffnete er das Siegel und fand — im Umschlag — die Photographie seines Chefs. „Nun, was halten Sie davon?“ fragte der Chef. — „Das sieht Ihnen absolut ähnlich!“ lautet die sehr zweideutige Antwort.

Im Eifer. „Mit Ihrem Freunde, dem ich für mehrere hundert Mark Ware lieferte, bin ich schon hereingefallen!“ — „Wie so?“ Da er nicht zählen konnte, hat er die Waren doch ehelich zurückgegeben!“ — „Was tu ich mit dem Schund?“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.